



DARK WORLD

DER ERSTE INSASSE

**CHRIS
BENNETT**

CHRIS BENNETT

Dark World
Der erste Insasse

BoDTM
BOOKS on DEMAND

Chris Bennett

DARE WORLD

Der erste Insasse

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Diese Geschichte ist frei erfunden. Alle Figuren, Organisationen und
Ereignisse, die im Roman geschildert werden, entspringen der
Fantasie des Autors oder kommen nur in veränderter Form vor.

Originalausgabe
Deutsche Erstausgabe 08/2014
Copyright © 2014 by Chris Bennett
Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7357-7909-0

www.bod.de
www.chrisbennett.de

Für

*meine Schwester Steffi
und
meinen Bruder Oliver.*

*Danke,
dass ich immer
auf Euch zählen kann.*

1

»Sie wollen nicht ernsthaft zu diesem ... *Kriminellen*?«, fragte Damon zutiefst besorgt. Er fand keine bessere Umschreibung für ihre Entführer. Er hatte bereits mehrfach versucht ihr dieses Vorhaben auszureden, aber je mehr er sich bemühte, wissend, dass es alles andere als eine gute Idee war, auf diese Leute zuzugehen, umso stärker glaubte Hilary daran, das Richtige zu tun.

»Ich muss Martin finden!«, entgegnete sie ihm voller Entschlossenheit. Sie konnte an nichts anderes mehr denken als ihren Mann. Sie musste ihn wiedersehen, andernfalls würde sie an dieser fürchterlichen Ungewissheit zugrunde gehen.

»Ich möchte nicht, dass Ihnen etwas zustößt.« Es erforderte seine ganze Kraft, um Hilary den hügeligen Weg hinunter zum Hauptgebäude zu schleppen. Ihr linker Arm war um seine Schultern gelegt und gab ihr den nötigen Halt, da sie noch immer sehr wackelig auf den Beinen war. Hinzu kam Damons eigenes Widerstreben sich weiter diesem großen Gebäudeklotz zu nähern. Ein innerer Widerstand forderte ihn strengstens auf, kehrt zu machen. »So nah war ich noch nie«, murmelte er unverständlich vor sich hin und blickte eingeschüchtert dem Metallkonstrukt entgegen.

»Er hat uns seine Hilfe angeboten.« Hilary war davon überzeugt, bis zu Dr. Ryan geführt zu werden. Er würde sie zu ihrem Mann bringen und die grausige Angst um Martin wäre endlich vorüber.

»Dieser Kerl hat Martin weggebracht! Er hat ihn Ihnen ent-

rissen und dieses ganze Desaster verursacht.«

Damons Worte ließen Hilary zusammenzucken und trugen die entsetzlichen Bilder vom Blut überzogenen Gesicht ihres Mannes in ihr Gedächtnis zurück. Ein eisiger Schauer durchzog, wie ein zerstörerischer Blizzard, ihren kompletten Körper.

Damon spürte, wie ein gewaltiges Zittern über Hilary hereinbrach und sie zu unterjochen versuchte. »Alles in Ordnung, Hilary?«

Hilarys Augen bewegten sich rasant umher. Sie hatte miterleben müssen, wie skrupellos diese *Kriminellen* waren. Sie fügten ihrem Mann schwerste Verletzungen zu. Als sie Martin zuletzt sah, war er bewusstlos, das Blut in seinem Gesicht war getrocknet und hatte sich bereits bräunlich gefärbt. Hilary begann zu röcheln, als sie daran dachte, wie schändlich sie ihn zugerichtet und im Heckbereich des Van gleichgültig seinem Schicksal überlassen hatten, während sie die beiden an diesen seltsamen Ort verschleppten, der als Camp 52 bezeichnet wurde. »Ja, es geht wieder«, antwortete sie bestürzt nach einer Weile. Sie atmete noch immer hektisch und unregelmäßig. »Ich musste erneut daran denken, was die Martin angetan haben. Es ist einfach nur schrecklich.«

»Das glaube ich Ihnen«, sagte Damon verständnisvoll.

»Wie sie auf Martin eingepürgelt haben. Ich musste diese Schinderei mit ansehen. Ich wollte ihm helfen, aber diese Dreckschweine ließen mich nicht zu ihm.« Tränen rannen über ihr kreidebleiches Gesicht.

»Ich werde auf Sie aufpassen. Ihnen wird nichts zustoßen. Versprochen.«

Hilary versuchte sich irgendwie zusammenzureißen und schöpfte neue Hoffnung. »Danke«, schluchzte sie und war froh Damon an ihrer Seite zu haben. Sie brauchte ihn, denn allein hätte sie es nicht geschafft.

Sie erreichten die Vordertür des Gebäudes. Zwei Wachmän-

ner standen davor und blickten verwundert auf die herannahenden Personen.

»Diese Frau braucht dringend einen Arzt«, erklärte Damon.

Einer der Männer verschwand daraufhin wortlos im Inneren des Gebäudes.

»Und was haben Sie für ein Problem?«, fragte der verbleibende Wachmann genervt und warf Damon einen verabscheuungswürdigen Blick zu.

Damon schaute ihn konsterniert an. »Sehen Sie nicht, dass diese Frau nicht allein laufen kann?«

Hilary wurde vom abwertenden Blick des Aufsehers erfasst. Sie konnte sich inzwischen besser aufrecht halten, war aber trotzdem noch sichtlich auf Damons Hilfe angewiesen. Außerdem wollte sie unter keinen Umständen ohne ihn in diesen Furcht einflößenden Gebäudeklotz gehen.

Die robuste Metallplattentür öffnete sich erneut und der dahinter hervortretende Wachmann spähte nach draußen. »Kommen Sie«, sagte er und winkte Hilary und Damon hinein.

Der zweite Aufseher stierte weiterhin grimmig, während sich die Insassen an ihm vorbei schoben. Sein Gesicht zeigte deutlich sein Missfallen über den Einlass, der ihnen gewährt wurde. Damon hätte dem Kerl am liebsten einen deftigen Schlag in die Rippen verpasst. Es hätte ihm und Hilary aber keineswegs einen Vorteil verschafft. Er verwarf seinen Gedanken und schenkte seine Aufmerksamkeit dem Inneren des Gebäudes. Vor ihnen erstreckte sich eine riesige Halle. Rundum waren hochmoderne Apparate aufgestellt, die er noch nie zuvor gesehen hatte.

Ein Mann im weißen Kittel eilte herbei. »Wie kann ich Ihnen helfen?«, rief er, kurz bevor er sie erreichte. Es war Dr. Ryan.

Damon blickte rüber zu Hilary, die bereits eifrig nach ihrem Mann suchte. »Diese Dame ist stark benommen«, antwortete er

auf die Frage des Doktors.

Inzwischen stand der Mediziner vor Hilary und bemerkte ihre Abwesenheit. »Ma'am?«

»Doktor«, gab sie ertappt zurück.

»Das sind garantiert die Nachwirkungen des Beruhigungsmittels, das ich Ihnen letzte Nacht verabreicht habe.«

»Sie haben Sie ruhiggestellt?«, warf Damon ein.

»Ja. Sie stand völlig neben sich. Es war das Beste für sie«, rechtfertigte er sich. Er packte ihr Handgelenk und maß sporadisch ihren Puls. »Die Dosis war lediglich zu hoch, kein Grund zur Sorge. Wann ist sie wieder zu sich gekommen?«

»Vor etwa einer halben Stunde ist sie aufgewacht.«

»Das Schwindelgefühl und die Kraftlosigkeit in den Gliedmaßen werden in den nächsten Minuten verflogen sein. Aber ich habe den Eindruck, dass sie etwas anderes beschäftigt«, sprach der Doktor zu Hilarys Begleiter, da er von ihr keine zufriedenstellende Antwort erwartete. Sie hatte sich wieder der Suche nach ihrem Mann gewidmet.

Damon schwieg. Die Andeutung von Dr. Ryan war ihm unangenehm. Er wollte nichts Falsches sagen und auf keinen Fall den eigentlichen Anlass ihres *Besuchs* preisgeben.

»Wie heißen Sie?«, fragte der Doktor ungeduldig und packte Hilary an der Schulter.

Ihre Augen waren glasig, als sie den Blick des Doktors erwiderte. »Hilary«, sagte sie aufgelöst, »Hilary Conway.«

Der Doktor wusste bereits, wer sie war. Und er kannte auch den wahren Grund für ihr Erscheinen. Er griff auch nach der zweiten Schulter der Frau. »Ich muss Ihnen etwas mitteilen.«

Hilary versuchte sich auf den Doktor zu konzentrieren, aber ihre Augen schafften es nicht einmal, ihn länger als eine Sekunde zu fixieren. Trotzdem realisierte sie diesen speziellen Ärzteblick, den sie bisher nur aus dramatischen Szenen bei *Emergency Room* kannte. »Martin?«, keuchte sie. Ihr Magen zog

sich zusammen und eine enorme Übelkeit überkam sie blitzartig.

»Ja, es geht um Ihren Ehemann«, bestätigte Dr. Ryan. »Es steht nicht gut um ihn.«

Diese Worte prallten auf sie wie ein rasender Schnellzug, der sie erfasste und mitschleifte. Ihre Augen füllten sich mit Wasser und ihre Kehle schnürte sich zu, als besäße der Doktor imaginäre Hände, die er um ihren Hals legte um sie kräftigst zu strangulieren. Sie konnte kaum atmen und musste unentwegt schluchzen.

»Wir versuchen alles, um Ihren Mann zu retten.«

»Ich will sofort zu ihm«, fuhr es kaum verständlich aus Hilary heraus. Sie krächzte verkrampft und verlor weitestgehend jegliche Beherrschung.

»Das kann ich momentan nicht erlauben, Hilary.«

Diese Antwort stellte sie nicht zufrieden. Sie musste Martin doch beistehen. »Er braucht mich! Es würde ihm schon helfen, wenn ich bei ihm bin.« Und ihr würde es gleichermaßen helfen, den Mantel der Ungewissheit abzulegen. Aber das konnte dieser Doktor nicht verstehen. Niemand außer ihr hätte dies gekonnt. Sie kannte Martin am besten und könnte ihm viel mehr helfen als jede Medizin oder Heilmethode auf der Welt.

»Ich kann Sie derzeit nicht zu Ihrem Mann lassen«, sagte Dr. Ryan. »Ich werde Sie auf dem Laufenden halten. Aber ich muss Sie bitten, das Gebäude jetzt wieder zu verlassen.«

»Nein«, röchelte sie dem Doktor entgegen.

Sofort tauchte ein Wachmann hinter ihnen auf und schob die beiden Insassen wieder nach draußen.

»Kommen Sie, Hilary«, sprach Damon und griff nach ihrem Arm, um ihn erneut um seine Schultern zu legen.

»Ich werde nicht gehen! Ich will zu Martin! Tun Sie doch etwas, Damon!«

»Hilary, ich verstehe Sie, aber wir müssen zurück. Uns

bleibt keine Wahl«, versuchte Damon sie davon zu überzeugen, nicht länger gegen die feststehende Entscheidung des Doktors anzukämpfen. Es wäre sinnlos sich aufzulehnen, sie hätten keine Chance. Sie mussten einen anderen Weg zu Martin finden.

»Los jetzt!«, ermahnte sie der Wachmann schroff, während er sie zum Ausgang geleitete und vor die Tür setzte.

Sie standen wieder vor dem Gebäude ohne Hilarys Ziel erreicht zu haben und Damon versuchte die entkräftete, verzweifelte Frau einige Meter von den Aufsehern wegzubekommen. Fort von diesen *Kriminellen*.

»Sie haben mich nicht zu ihm gelassen«, jammerte Hilary aufgewühlt. Sie hasste diese Leute und der Doktor war nun ebenfalls einer von ihnen.

»Immerhin wissen wir jetzt, dass Martin noch am Leben ist.« Er sagte es ziemlich herzlos, was daran lag, dass Damon dem Doktor keines der Worte glaubte, die sich auf Martin Conways Gesundheitszustand bezogen.

Damon konnte nicht verstehen, warum Dr. Ryans Aussage nicht ausreichte. Der Doktor hätte nichts sagen können, um Hilarys Gewissen zu beruhigen. Sie musste Martin sehen, dies war das Einzige, das den Schmerz lindern konnte. Selbst wenn es nur für einen Augenblick gewesen wäre. Aber stattdessen wuchs diese grässliche Ungewissheit jetzt noch weiter in Hilary, bis sie sie schließlich bezwang.

Damon hatte bei jedem Schritt größere Schwierigkeiten Hilary zu halten. Ihr gesamtes Körpergewicht drückte kräftig auf seine Schultern. »Hilary?«

Sie bemerkte nicht mehr, dass sie angesprochen wurde. Damon hatte sie den halben Weg zurück zu dem Hügel geschleppt, dann verlor sie den Halt unter ihren Füßen und brach auf dem Asphaltweg zusammen.

Andrew lag auf dem ihm zugewiesenen Feldbett und starrte ge-

dankenverloren an die triste, graue Metalldecke der unterirdischen Operationsbasis. Er fand keine Antworten auf die Fragen, die ihn quälten und an sich selbst zweifeln ließen.

»Lieutenant?«

Andrew drehte seinen Kopf zum Eingang des langen Raumes. »Lyudmila. Kommen Sie rein.« Er richtete sich auf und stemmte seine Beine auf den Steinboden. Ein eisiger Zug durchströmte seine Füße. Ihr Besuch kam ihm gelegen, denn so konnte er sich vorübergehend von diesen belastenden Fragen befreien, die ihn unablässig malträtierten.

Er neigte seinen Kopf weit nach oben, um in Lyudmilas Gesicht blicken zu können. Sie stand bereits knapp vor ihm am Bett und wirkte gigantisch. Sie schritt so nah an ihn heran, dass es schon beinahe intim war. Ihre Beine wären fast an seine Knie gestoßen, die aufeinandergelegten Hände presste sie auf ihr vorderes Becken und ihr Blick war von Respekt durchtränkt.

»Wollen Sie sich setzen?«, bot Andrew ihr an und rutschte hastig ans Fußende seines Bettes, um etwas Abstand zu gewinnen.

»Wenn Sie das nicht stört«, entgegnete sie.

»Nur zu.«

Lyudmila setzte sich und war noch immer einen ganzen Kopf größer als Andrew. Ihre Hände lagen ineinander gefaltet auf den Oberschenkeln und zeugten im Zusammenspiel mit ihrer kerzengeraden Sitzhaltung von einer gewissen Nervosität. Ihre gesamte Kleidung war mit Sergeant Bells Blut befleckt. Sie hatte sich noch nicht umgezogen, seit sie mit dem Außenteam aus dem Lagerhaus in Park Falls zurückgekehrt war. »Glauben Sie an Schicksal?«

»Was?« Wenn Andrew auch mit vielem gerechnet hatte, diese Frage gehörte nicht dazu. »Glauben Sie daran?«, fragte er überrascht zurück.

»Eigentlich nicht ... Aber ich bin heilfroh, dass der General

Sie ausgewählt hat.«

Andrew schaute zu ihr rüber und erkannte neben ihrer Verunsicherung eine außerordentliche Hochachtung, die sie ihm mit ihrer Haltung, ihrem Blick und ihrer Stimme entgegenzubringen versuchte. Er kannte sie erst einen Tag lang, aber in keiner der unzähligen Situationen, in denen er diese Anerkennung bisher erwartet hatte, konnte er sie ausmachen. Umso erstaunlicher war, dass sie sie ihm jetzt zollte.

»Ich habe schon mit einer Vielzahl von Marines im Irak gekämpft«, sagte Lyudmila und wippte dabei verlegen mit ihrem rechten Bein, als wollte sie ihn um ein Date bitten. »Keiner von denen ist mit Ihnen vergleichbar«, gestand sie ein.

»Soll das ein Kompliment sein?«

Sie atmete seufzend ein, während sie nach den passenden Worten suchte. »Was ich damit auszudrücken versuchte, war, dass ich es gewohnt bin, mein Leben in die Hände anderer Personen zu legen. Aber wären Sie im Lagerhaus auch nur einen Moment später aufgetaucht, könnte ich jetzt nicht mehr mit Ihnen sprechen«, sagte sie hastig in einem Atemzug.

»Das war in erster Linie der Verdienst von Sergeant Curtis. Sie ist furios durch die Halle gestürmt, nachdem sie die Schüsse hörte. Ich hatte Mühe mit ihr mitzuhalten.«

Lyudmila huschte ein flüchtiges Lächeln über die Lippen. »General Tucker hat mich mit Ihnen auf diese Mission geschickt, nicht mit Sergeant Curtis.«

Andrew konnte Lyudmila von Anfang an nicht leiden. Sie hatte ihn bei der ersten Begegnung ruppig angefahren und es schien unmöglich ein vernünftiges Gespräch mit ihr zu führen. Aber jetzt war sie wie ausgewechselt. Natürlich erfreute ihn die Tatsache, dass Lyudmila auch einen Ansatz von Menschlichkeit zu besitzen schien und diesen sogar bereitwillig zu offenbaren versuchte. Ihre bisherige sonderbare Umgangsweise ließ Andrew in dem Glauben, sie besäße keine Gefühle oder die Fähig-

keit die Auswirkungen ihrer Äußerungen einzuschätzen, bevor sie ausgesprochen waren. Auch Respekt und Anstand gehörten nicht zu Milas Charakterstärken. »Lyudmila, ich möchte nicht, dass Ihnen etwas zustößt. Und Sie haben mir bereits mehrfach bewiesen, dass Sie ebenso um meine Gesundheit besorgt sind.« Es kostete ihn ein hohes Maß an Überwindung diese Worte zu verlieren. Es bestand die Gefahr, Lyudmila könne diese eines Tages gegen ihn verwenden oder sie als Schwäche ansehen, da eine solche Belobigung von Unterstellten gerne falsch verstanden oder interpretiert werden konnte.

»Weil es ein Befehl ist«, erwiderte sie.

Andrew mutmaßte, dass sie es scherzhaft meinte. Nur war er sich dessen vollkommen unsicher. Bei jedem anderen hätte er es mit größter Gewissheit angenommen, nicht jedoch bei PFC Lyudmila Escobar. »Das war nicht überzeugend«, sagte er in der Hoffnung, ihre Äußerung sei humoristischer Natur.

»Nicht?«, sie schmunzelte. »Dabei wollte ich Sie nur ein wenig aufmuntern. Sollte ich Ihnen sagen, dass mir Ihre neue Augenfarbe gefällt?«

Andrew lachte und dachte an sein Spiegelbild. Die geplatzten Blutgefäße in beiden Augen verliehen seinem Blick tatsächlich die Bedrohlichkeit eines blutrünstigen Raubtiers. Das Lächeln auf seinen Lippen wiederum verwandelte diesen Ausdruck allerdings zu einer bizarren Mischung aus Gut und Böse, die für jeden Zoologen eine unbeschreibliche Herausforderung dargestellt hätte. »Sie nahmen es mir übel, als ich versucht habe Sie zu motivieren.«

»Sie sind auch mein Vorgesetzter.«

»Und das macht einen Unterschied?«, fragte Andrew mit gleichen Zweifeln über den Charakter der Äußerung wie auch bei der vorherigen.

»Ja. Trotzdem ist mir nicht entfallen, dass Sie etwas zu beschäftigten scheint, seit wir das Lagerhaus verlassen haben.«

Ruhe kehrte ein. Andrews Pupillen weiteten sich und er blickte nachdenklich durch Lyudmila hindurch.

»Was ist wirklich geschehen, als Sie diese Frau verfolgten?«

Andrew war auf einmal völlig geistesabwesend. Er versuchte das unangenehme Gefühl abzustreifen, das ihn augenblicklich überkam.

»Andrew?«

»Ich stand ihr gegenüber«, er musste sich zusammenreißen, damit Melanys einschneidende Worte nicht erneut über ihn dominierten.

»Warum haben Sie sie dann entkommen lassen?«

»Ich konnte sie nicht töten.«

Das hatte Lyudmila vermutet. Es war kein menschliches Gefühl, das einen heimsuchte, wenn man die Macht besitzt, ein Leben auszulöschen. Sie wusste auch, dass es beim zweiten, dritten oder zehnten Mal nicht anders sein würde. Selbst dann nicht, wenn man davon überzeugt ist, das Richtige zu tun. Ihr Lebensinstinkt hatte ihr damals die notwendige Überwindung verliehen, sonst konnte sie nichts und niemand dazu bringen, irgendeine Existenz auszulöschen. »Sie haben Sie fliehen lassen.«

»Ja. Das habe ich.«

Mila konnte es verstehen, auch wenn sie es nicht guthieß. Es machte alles nur komplizierter. »Vielleicht haben Sie das Richtige getan«, sprach sie, ohne selbst an ihre Worte zu glauben. Aber irgendwie musste sie Andrew helfen diese Schuldgefühle loszuwerden. »Schließlich haben wir noch immer keinen stichhaltigen Beweis, dass diese Leute die Wahrheit sagen.«

»Das ist es, was ich nicht begreife. Ich war voller Skepsis als wir erstmals in diesen Feldweg einbogen und diesen Menschen mitten in die Arme liefen. Sie, Lyudmila, wurden mit einem Taser betäubt, nur weil dieser Sergeant Bell Sie als Bedrohung einstufte und ich nichts dagegen unternommen habe.

Aber als wir zu dem Lagerhaus geschickt wurden, und Sergeant Curtis von der Dringlichkeit der Widerstandsbewegung sprach, da glaubte ich daran, das Richtige zu tun. Ich dachte, dass ich für Gerechtigkeit und Unabhängigkeit kämpfen würde, und dann ...«, Andrew verstummte.

»Was dann?«, hakte Lyudmila nach. Sie wollte, dass Andrew sich ihr offenbarte. »Wenn Sie darüber sprechen, wird es Ihnen besser gehen. Glauben Sie mir, es hilft.« Sie hatte diese Erfahrung damals auch gemacht, nur dass sich ihre Kameraden keinen Deut für ihre Sorgen interessierten.

»Ich kannte diese Frau.«

»Die Frau, der Sie im Lagerhaus gegenüberstanden?«

»Ja.«

So etwas war Lyudmila noch nie widerfahren. Im Irak war es ausgeschlossen, dass die Leute von der anderen Seite *Bekannte* waren.

»Ich bin der festen Überzeugung, dass sie niemals zu etwas Bestialischem fähig wäre. Schon gar nicht in dem Maß, wie es uns Curtis und Bell beschrieben haben.«

»Deswegen sind Sie so aufgewühlt«, sagte Mila.

Andrew nickte kurz und verbarg sein Gesicht hinter den Händen. Dann schob er sie abwärts zum Kinn, als würde dies die Zerrissenheit von ihm abstreifen. »Ich weiß nicht mehr, was richtig oder falsch ist.«

Das Piepsen der internen Kommunikationsanlage ertönte.
»Coletti an Conway.«

Sofort ließ Andrews entnervter Blick von Mila ab und erfasste das kleine Terminal neben der Tür, von dem die Laute ausgingen. Andrew sprang vom Bett auf, eilte zu der Kommunikationseinheit und betätigte einen Knopf, um darauf zu antworten.

»Conway hier.«

»Ich möchte Sie sofort sehen! Kommen Sie in mein Büro!«

»Ja, Sir. Ich bin schon auf dem Weg«, sprach er in das Terminal und wandte sich zurück zu Mila. »Ich muss zum Major.« Er war sichtlich durcheinander.

»Das habe ich vernommen«, entgegnete sie, erhob sich vom Bett und ging ebenfalls zur Tür. »Hoffentlich hat er sich die Videoaufzeichnungen nicht angesehen.«

»Was denn für Aufzeichnungen?«

Mila seufzte. »Das komplette Lagerhaus ist innen und außen videoüberwacht. Sergeant Bell zeigte mir einen Laptop, von dem wir Zugang zu allen Kameras auf dem Gelände hatten. Jede kleinste Ecke war unter Beobachtung.«

Andrews Gesicht füllte sich mit reinster Furcht. »Dann will ich mir gar nicht vorstellen, was mich jetzt erwartet. Als ob es nicht schlimm genug wäre, dass ich Coletti den Tod des Generals verschwiegen habe.« Andrew ließ seinen Worten ein unzufriedenes Stöhnen folgen, überzeugt davon, dass der Major die Videobänder gesehen haben musste.

»Sie schaffen das, Andrew«, ermutigte ihn Lyudmila, die daraufhin in die andere Richtung des Korridors verschwand und Andrew seinem Schicksal überließ.